

Regionalwissenschaften und die Marginalisierung der Südostasienstudien in Deutschland – eine Stellungnahme

Vincent J.H. Houben, Humboldt-Universität Berlin

"Das Tor nach Asien steht in Berlin". Unter diesem Motto blickte vor kurzem der Regierende Bürgermeister von Berlin mit Stolz auf die Asien-Pazifik-Wochen vom September 2003 zurück – eine erfolgreiche Veranstaltung auf den Gebieten Wirtschaft, Kultur, Wissenschaft und Gesellschaft mit mehr als einer Million Besuchern. Gleichzeitig wurden jedoch die Universitäten der Hauptstadt mit einem Sparvolumen von 75 Millionen Euro bis 2009 belastet, was sich in besonderem Maße im Bereich der Asienstudien an der Humboldt-Universität niederschlagen wird. Ein Drittel der jetzigen Professuren in diesem Bereich wird dort in fünf Jahren nicht mehr existieren. Seit der Wende hat damit das Institut für Asien- und Afrikawissenschaften mehr als die Hälfte der Professuren verloren. Für die Südostasienstudien, die nur an der Humboldt-Universität und nicht an der Freien Universität vertreten sind und in dieser Form einmalig in Deutschland, bedeutet dies aller Wahrscheinlichkeit nach, dass man hinter den Rang einer "Provinzuniversität" zurückfällt. Gleichzeitig wird die Humboldt-Universität als zukünftige Elite-Hochschule gehandelt, wobei Exzellenz von vorneherein auf bestimmte Wissenschaftsfelder beschränkt wird.

Es gibt also eine auffällige Differenz zwischen politischer Rhetorik über die Bedeutung Asiens und den Alltag an den deutschen Universitäten. Die Asienstudien und andere Regionalwissenschaften stehen dabei unter großem Druck und in manchen Fällen unmittelbar vor dem Zusammenbruch. Die Zahl der universitären Einrichtungen und Lehrstühle, die sich einer der Regionen dieses riesigen Kontinents zuwenden und darüber systematische Kenntnisse erwerben und vermitteln, sinkt nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch bundesweit rapide. Dieser Trend wird dadurch erleichtert, dass in den kommenden Jahren eine ganze Generation von Wissenschaftlern in den Ruhestand treten wird und bei nicht erfolgter Nachbesetzung das ersehnte Sparvolumen stillschweigend erbracht wird. Das Tor nach Asien, wo im 21. Jahrhundert der Kern der Weltwirtschaft liegt, wird somit in Deutschland geschlossen. In einem Zeitraum von zehn bis fünfzehn Jahren wird man sich die wissenschaftlich fundierte Asienkompetenz aus dem Ausland überteuert einkaufen müssen, während jetzt das Talent dorthin abwandert.

Was sind die Ursachen für diese Entwicklung? Dorothea und Jürgen Rüländ haben in einem Aufsatz in *Hochschulpolitik Aktuell* die ungünstigen Rahmenbedingungen der Asienstudien in Deutschland aufgelistet. Die Asienstudien gehören zu den so ge-

nannten 'kleinen Fächern', die in Zeiten des Sparens leicht hinter die großen Disziplinen zurückgestellt werden können. Die Asienstudiengänge folgen den wirtschaftlichen Konjunkturzyklen, was dazu führt, dass jetzt die Asienwissenschaftler die Implikationen der Asienkrise vom Ende der neunziger Jahre zu spüren bekommen. Während Asien mittlerweile wieder auf Wachstumskurs ist, wird an den Universitäten die Bedeutung Asiens niedriger eingestuft als vorher.¹

Ergänzend können noch drei weitere sich negativ auswirkende externe Faktoren genannt werden. Der erste betrifft die deutsche Bildungspolitik im Allgemeinen. Bildung ist Sache der Länder, aber zwischen den Ländern existiert keine Koordination, was die überlokale Logistik des akademischen Wissens anbelangt. Einerseits wurden im Asienbereich manchmal Verdoppelungen geschaffen, andererseits – und dies viel häufiger – brechen bestimmte Länderkompetenzen bis hin zu ganzen Regionen im deutschsprachigen Raum komplett weg. Seitdem die Universitäten mehr Autonomie erhalten haben, gibt es sogar innerhalb der einzelnen Bundesländer keine kohärente Hochschulpolitik mehr, und fallen die Asienstudien den Interessenskonflikten innerhalb einzelner Einrichtungen zum Opfer.

Eine zweite strukturelle Ursache für die Marginalisierung der Asienwissenschaften in der Bundesrepublik hängt mit den Beurteilungsmechanismen innerhalb der Universitäten zusammen. Der Leistungskriterienkatalog, der an den meisten deutschen Universitäten bereits angewandt wird, führt zu einer Benachteiligung der Asienstudien, da die Produktivität der Studiengänge in erster Linie an der realisierten Abschlussquote von Erstsemestlern gemessen wird.

Unter den jetzigen freien Studienbedingungen können sich die Asienfächer über ein reges Aufkommen von neuen Studierenden freuen. Die wenigsten von ihnen führen allerdings ihr Studium zu Ende. Viele Studierende nehmen das Lehrangebot nur selektiv in Anspruch, etwa um eine asiatische Sprache zu lernen, um dann das Hauptfach zu wechseln. Andere wiederum nutzen diese Studiengänge, weil diese kaum Zugangsbeschränkungen unterliegen und sie Bafög-Ansprüche geltend machen können, ohne dass sie sich nur ein einziges Mal im Seminarraum blicken lassen müssen. Auch gibt es Studenten, die nach einiger Zeit bemerken, dass die Komplexität von Asienwissenschaften zu hohe Anforderungen an die eigenen intellektuellen Fähigkeiten oder das Durchhaltevermögen stellt, und die deshalb ihr Studium abbrechen. Da nur die Absolventenzahlen im Leistungskatalog anerkannt und Transferleistungen für andere Fächer nicht mitgerechnet werden, wird der Anschein erweckt, dass die Lehrproduktion von Asienwissenschaftlern weit hinter den so genannten Großfächern zurückbleibt.

Schließlich muss die existierende Zerstückelung der kleineren Wissenschaften in autonome Einzellehrstühle und ihre karge Ausstattung mit rotierenden Mitarbeiterpositionen hinterfragt werden. Die Annahme, dass ganze Weltregionen von einem einzigen Hochschullehrer umfassend abgedeckt werden können, geht auf das jahrhundertalte Organisationsprinzip des Universalgelehrten zurück, dass mit der exponentiellen Zunahme der Wissensproduktion und einer qualitativen Ausdifferenzierung in Spezialismen überhaupt nicht mehr den Realität entspricht, auch wenn der

¹ Vgl. Rüländ & Rüländ 2004, S. 86-87.

Lehrstuhlinhaber Weltklasse besitzt. Die befristeten Mitarbeiterpositionen gehen von der überholten Vorstellung aus, dass für jeden guten Nachwuchswissenschaftler auf Dauer eine Professur vorhanden wäre. Durch eine Gesetzesänderung dürfen diese nicht mehr als insgesamt zwölf Jahre eingestellt werden. Wissenschaftliche Qualität und Lehrerfahrung, die im Laufe von mehreren Jahren aufgebaut werden, werden damit nach Ablauf der Einstellungsfrist wieder vernichtet oder kommen dem Ausland zu Gute. Die existierenden Strukturen des Hochschulwesens in Deutschland in Kombination mit den der Praxis nicht entsprechenden Regulierungs- und Bewertungsmechanismen wirken sich besonders auf die Asienwissenschaften verheerend aus.

Es gibt jenseits von Sparpolitik und Verdrängung der 'exotischen' Fächer im akademischen Betrieb jedoch auch interne Faktoren, die für die jetzige problematische Situation verantwortlich sind. Der erste Faktor ist die Spannung zwischen den philologisch-literarischen und sozialwissenschaftlichen Ansätzen zur Region. Hier gibt es auffällige Parallelen mit anderen so genannten *area-studies*, wie zum Beispiel den Afrika-Studien. Zurzeit wird in der Zeitschrift *Afrika Spectrum* eine heftige Polemik über die Frage geführt, ob innerhalb der deutschen Afrikawissenschaften zu viel Linguistik und Ethnologie betrieben wird und zu wenig gegenwartsbezogene Sozial- und Politikforschung. Untereinander scheinen die Afrika-Wissenschaftler gespalten zu sein. Ein Vorstoß von Ulf Engel, der für mehr Aktualitätsbezug und weniger Philologie für Afrika plädierte, wurde von Thomas Bierschenk mit dem Argument abgelehnt, dass sich dies zahlenmäßig nicht unterbauen ließe und dass man Afrikanistik (die Wissenschaft von afrikanischen Sprachen und Literaturen) und Afrikastudien zwar voneinander unterscheiden sollte, aber keine hegemonialen Ansprüche für eines der beiden abgeleitet werden könnten. Darüber hinaus – so Bierschenk – sollten sich die großen gegenwartsbezogenen Disziplinen wie Politologie, Soziologie und Wirtschaftswissenschaften sich mal darüber Gedanken machen, warum sie die 'Süd'-Kompetenzen abgebaut haben, und nicht die Schuld für die Misere auf die regionalen Kultur- und Sprachwissenschaftler schieben.²

Ähnliche Kontroversen wären auch für die Südostasienwissenschaften zu führen, wobei es eher um einen Gegensatz zwischen Philologie und Linguistik gegenüber anderen Fächern, inklusive der Ethnologie, geht. Die interne Unstimmigkeit über die 'richtige' Herangehensweise kann nur zur Schwächung der Regionalfächer allgemein führen und trägt in Zeiten des Sparens nicht zu ihrem Erhalt bei. Dass man für eine asienzentrische Perspektive Zugang zu den Landes- und Regionalsprachen benötigt, ist evident. Dabei aber gänzlich auf Themen der Moderne und der Globalisierung zu verzichten, ist wohl kaum länger zu verteidigen. Das Problem ist nicht das "Entweder/Oder", sondern die relative Gewichtung von Tradition und Moderne, von reiner Wissenschaft und Praxisorientierung. Was die Südostasienwissenschaften in Deutschland im internationalen Vergleich kennzeichnet, ist die relative Beständigkeit der philologischen Richtung im Vergleich zur sozialwissenschaftlichen, was für die einen Solidität bedeutet, aber für die anderen Antiquiertheit.

² Die Afrika-Debatte ist im Internet nachzulesen unter <http://www.duei.de/iak/de/content/publikationen/forschungsdebatte.html>.

Der zweite interne Faktor ist die Sichtbarkeit der deutschen Südostasienwissenschaften auf der nationalen und internationalen Ebene. Nun scheint eine gewisse Binnenorientierung die deutschen Wissenschaftler im Allgemeinen daran zu hindern, sich effektiv in der Öffentlichkeit zu präsentieren, was sich in diesem Medienzeitalter sicherlich als strategischer Nachteil erweist. Überspitzt gesagt: Ein Teil der deutschen 'Orientalistikprofessoren' ist primär interessiert an Grundlagenforschung, publiziert relativ selten und dann fast ausschließlich auf Deutsch, meidet die Schnellebigkeit der Medien und vernachlässigt die studierenden Massen. Dazu kommen dann noch die geringfügige Drittmittelinwerbung, die zu seltenen Aufenthalte in der Zielregion und die sehr selektive Teilnahme an Fachtagungen. Solche Bilder sind ohne Zweifel sehr einseitig und verzerrt, aber scheinen sich in den multidisziplinären Entscheidungsgremien sowie in der öffentlichen Meinung durchgesetzt zu haben. Die Vertreter der Südostasienwissenschaften sind im Durchschnitt noch zu wenig Wissenschaftsmanager und Wissensvermittler und bewegen sich zu wenig auf den nationalen und internationalen öffentlichen Podien. Sie sind damit die Produkte des deutschen akademischen Modells mit seinem international einzigartigen Werdegang von Magister, über Promotion und Habilitation bis zur Professur, zweifellos brillant, aber zugleich autonom und unkooperativ. Die Frage ist nur, ob im heutigen Zeitalter der weltweiten Vernetzung, des Wissenstransfers und den Anforderungen der Öffentlichkeit der deutsche Typus vom orientalischen Experten weiterhin vorrangig ausgebildet werden sollte.

Der dritte Faktor ist die gegenwärtige Diskussion und Neubestimmung der Regionalwissenschaften, die weltweit und über die Regionalgrenzen hinweg stattfindet. Dabei wird selbstkritisch hinterfragt, ob die Regionalstudien, wie sie sich international seit den 1950er-Jahren entwickelt haben, ihre Zielsetzungen erfüllt oder verfehlt haben. Haben sie grundlegend neue Kenntnisse hervorgebracht? Ist es ihnen gelungen, auf entscheidende Weise zu neuer Theoriebildung beizutragen oder dominiert die Dokumentierung und Deskription von Regionalphänomenen? Die Antwort auf diese Frage fällt eher bescheiden aus, aber das könnte im Hinblick auf die Komplexität und Vielfalt der Untersuchungsgegenstände und die relativ geringe Zahl der Forscher kaum anders sein. Nur wenige herausragende Südostasienwissenschaftler wie z.B. Benedict Anderson oder Clifford Geertz haben Bekanntheit außerhalb des Kreises der Fachkollegen errungen. Vor allem hat eine horizontale Ausweitung der Kenntnis und eine relative Verschiebung in den thematischen Feldern – von den sprachlich-literarischen zu den sozial-wirtschaftlichen Topoi – stattgefunden. Zugleich wurde die Landschaft der Südostasienstudien in Nischen unterteilt, wobei drei Hauptgruppen (Indonesisten, Thaiisten und Vietnamisten) verschiedene untergeordnete "Nebenschauplätze" wie Laos- oder Myanmar-Studien und schließlich Randzonen wie Nordost-Indien, Yunnan und Neu Guinea zu unterscheiden sind.³

Darüber hinaus gibt es ein Bedürfnis, die Region neu zu definieren. Mehr als andere Vertreter der *area-studies* haben Südostasienwissenschaftler ihre Region in Frage gestellt, weil die kulturellen Grenzen der Region nicht eindeutig sind und die Region sich intern als äußerst heterogen gestaltet. Damit wurde die Frage nach der inneren Eigenheit der Region gegenüber den Kräften, die von außen auf diese Region ein-

³ Vgl. van Schendel 2002, S. 650-651.

gewirkt haben, erneut gestellt. Die Region hat sich in den letzten Jahrzehnten maßgeblich verändert. Der wirtschaftliche Aufstieg in den 1980er- und der ersten Hälfte der 1990er-Jahre fand mit der Asienkrise sein vorläufiges Ende. Seitdem sind ethnisch-religiöse Konflikte aufgeflammt und werden die ökologischen Folgen der systematischen Abholzung von Tropenwäldern in Form von extremer Trockenheit und gewaltigen Überflutungen spürbar. Reden wir also immer noch über die gleiche Region wie vor fünfzig oder hundert Jahren?

Diese Stellungnahme hat sich bis jetzt darauf beschränkt, aufzuzeigen, in welcher prekären Lage sich die Südostasienwissenschaften als ein Zweig der Asienwissenschaften in Deutschland und darüber hinaus befinden. Dabei wurde festgestellt, dass eine Kombination von internen und externen Ursachen zu diesem Sachstand geführt haben. Was sind aber die Antworten auf die jetzige Krise, welche Chancen sollte man sich in den kommenden Jahren in Deutschland erarbeiten? Die Lösung ist mehr als nur eine Geldfrage, obwohl ohne eine gesicherte Grundversorgung die Südostasienstudien in Deutschland in absehbarer Zeit die kritische Masse unterschreiten werden und sie damit komplett als selbstständiger Wissenschaftszweig verschwinden werden. Zugleich aber müssen die Südostasienwissenschaften ihre wissenschaftliche und gesellschaftliche Rolle neu überdenken und sich in einer sich ändernden akademischen Landschaft neu positionieren. Ihr Verhältnis zu den großen Disziplinen und ihr Beitrag zu den gesellschaftlichen Problemen, die sich aus einer weltweiten Mobilität von Menschen und Ideen ergeben, sollte geklärt werden.

Das Vorhandensein von außereuropäischen Regionalkompetenzen ist für Deutschland in Zeiten der Globalisierung eine wichtige Voraussetzung, um der Zukunft gewachsen zu sein. Es hat sich herausgestellt, dass mit einer rapide zunehmenden internationalen Verflechtung auch ein Lokalisierungsprozess einhergeht. Asiatische oder südostasiatische Regionalkompetenz ist dabei etwas, das weit über Landeskunde oder das Beibringen von Kulturkniggen und sogar eine gesicherte Beherrschung von einer oder mehreren Regionalsprachen hinausgeht. Regionalkompetenz sollte auch weit mehr sein, als Beratungsinstitutionen der Regierung, Fachausschüsse von öffentlichen Einrichtungen und interkulturelle Trainingsagenturen ohnehin schon anbieten können.

Was ist es aber, das asiatische *area-studies* unterscheidet und wichtig macht, aber was zugleich schwierig vermittelbar ist? Regionalwissenschaften haben als Aufgabe, grundlegende Kenntnisse über sprachliche, kulturelle, historische, wirtschaftliche, soziale und politische Entwicklungen in einem geographisch markierten Raum hervorzubringen. Auf einer fundamentalen Ebene ändern die Regionalwissenschaften die Selbstwahrnehmung von Europa oder Deutschland. Durch ihren Versuch, aus der anderen Perspektive die Wirklichkeit zu erfassen, bieten diese Studien die Möglichkeit, über die Selbstreferentialität der westlichen Wissenschaften hinauszugehen, gesellschaftliche Phänomene aus einem komparatistischen und zugleich multiperspektivischen Blickwinkel zu betrachten und damit wesentlich neue Erkenntnisse darüber zu gewinnen, wo die kulturspezifischen Verknüpfungen zwischen dem Sozialen, Politischen, Historischen und Kulturellen liegen. So gestaltet sich die Modernisierung und Globalisierung überall andersartig. Dies hat Folgen für die Ergebnisse, die durch zunehmenden Kontakt und wachsende Transfers erzeugt wer-

den. Nicht nur in Kontaktsituationen außerhalb Europas, sondern auch durch die Entwicklung von multikulturellen Gesellschaften innerhalb Europas bieten die Regionalstudien wichtige Einsichten darüber, welche Probleme und Chancen in einem solchen neuen sozialen Umfeld generiert werden.

Zweitens sollten die Regionalwissenschaften dazu beitragen, die intellektuelle Produktion in den Zielregionen voranzutreiben. Gerade Regionalwissenschaftler aus dem Westen sollten es lokale Akademiker ermöglichen, an westlichen Debatten teilzunehmen und gleichzeitig ihre eigene Kultur und Gesellschaft auf eine neue, innovative Art und Weise wahrzunehmen. Umgekehrt können wir vom lokalen Wissen in den außereuropäischen Regionen profitieren. Dieser Wissensaustausch ist für ein gerechteres Nord-Süd-Verhältnis eine wichtige Voraussetzung.

Drittens müssen die Regionalstudien, zu denen auch die Südostasienwissenschaften gehören, die Bürger unserer Gesellschaft für Kulturunterschiede sensibilisieren. Durch größere Vertrautheit könnten somit Respekt und Interesse Oberhand über Vorurteile als Folge von Ignoranz gewinnen. Die aktuelle Furcht vor dem radikalen Islam und die Implikationen des weltweiten Kampfes gegen den Terror geben den Südostasienwissenschaftlern Anlass, sich in die öffentliche Debatte einzumischen.⁴ Darüber hinaus müssen Regionalwissenschaftler als Vermittler bei geschäftlichem Engagement in ihren Regionen auftreten können, Politiker und hohe Beamte mit Rat unterstützen und Journalisten bereitwillig Auskünfte bieten. Diese Vermittlerrolle kann auch als wesentliches Arbeitsfeld der Absolventen dieser Studiengänge gesehen werden, weil diese sowieso nicht alle in der Wissenschaft einen Arbeitsplatz finden werden.

Um diesen drei Aufgaben (wissenschaftlich, entwicklungsorientiert und gesellschaftlich-vermittelnd) gerecht zu werden, müssen die Asienwissenschaften anders aufgestellt werden. Zuerst wird eine nationale Koordinationsanstrengung der Hochschulen und Universitäten im Bereich der Asienstudien in Deutschland benötigt, um zu inventarisieren, was noch da ist, was unbedingt erhalten und vielleicht neu geschaffen werden sollte. 1975 führte Bernhard Dahm eine Studie zum Stand der Südostasienwissenschaften durch. In der Folge wurden neue Programme durchgeführt – zum Beispiel von der Volkswagen-Stiftung (Sonderforschungsbereich Südostasien). Jetzt – nach fast dreißig Jahren – ist es wieder Zeit für eine neue, umfassende Bestandsaufnahme.⁵

1989 wurde der Sanskrit-Experte Frits Staal aus Berkeley von der niederländischen Regierung eingeladen, um einen Bericht über die Asienstudien in diesem Land zu schreiben. Weil das Vorhandensein von genügend Asienkompetenz als nationales Interesse anerkannt wurde, führte sein 'Baby Krishna'-Bericht in den 1990er-Jahren zur strukturellen Stärkung der kleinen exotischen Fächer. Eine solche Initiative sollte auch in Deutschland, einem um ein Vielfaches größeres Land als die Niederlande, verfolgt werden.

Zweitens müssen die Südostasienwissenschaften in den hochschulinternen Leistungskatalogen an ihren tatsächlichen Lehrleistungen gemessen werden. Außerdem

⁴ Für einen aktuellen Beitrag zur Islam-Debatte in Amerika siehe Houben 2003.

⁵ Dahm 1975.

muss darauf geachtet werden, dass eine festgelegte minimale kritische Stellenmasse nicht unterschritten wird. Drittens müsste man aufhören, nur in Lehrstühlen und Einzelprofessuren zu denken, sondern mehr in universitären und institutionenübergreifenden Kompetenzzentren für Asienstudien, in denen neben befristeten Projektarbeitsstellen auch Platz für dauerhafte Mittelbaustellen ist. Nicht jeder kann Professor werden, aber das bedeutet noch nicht, dass die Universitäten ohne Weiteres auf die restlichen hoch ausgebildeten und erfahrenen Spezialisten verzichten können. Eine solche Personalpolitik ist an den ausländischen Universitäten selbstverständlich und sollte auch in Deutschland, wo bereits im Zuge der Einführung von Bachelor- und Masterstudiengängen eine Angleichung an ausländische Modelle stattfindet, praktiziert werden.

Nicht nur von außen, sondern auch intern muss jedoch umgedacht und umgeschichtet werden. Dabei muss die Frage nach der zukunftsfähigsten Organisationsweise erneut aufgeworfen werden. Man sollte dabei das Niveau der Organisation und die erforderlichen Kapazitäten individueller Fachspezialisten unterscheiden. Tatsächliche Interdisziplinarität hat sich auf der individuellen Ebene als nur schwer machbar erwiesen, weil es zu hohe Anforderungen stellt. Keiner könnte behaupten, neben vertieften Kenntnissen von Sprachen und Kulturen einer bestimmten Region auch alle für diese Region relevanten theoretischen Diskurse der Politologie, Sozial- und Kulturwissenschaften, Ethnologie usw. zu beherrschen und kombinieren zu können. Das bedeutet, dass auf der Ebene von Personen fast immer ein Zusammenspiel zwischen einer Ankerdisziplin und einer Region vorhanden ist.

Auf der institutionellen Ebene sind sechs Organisationsformen der Regionalstudien denkbar, wenn man lokale und globale Studien ausschließt. Tabellarisch sieht das folgendermaßen aus:

Tab. 1: Mögliche Formen der regionalwissenschaftlichen Organisation

1. monodisziplinär + monoregional	3. multidisziplinär + monoregional	5. interdisziplinär + monoregional
2. monodisziplinär + multiregional	4. multidisziplinär + multiregional	6. interdisziplinär + multiregional

Diese sechs Formen sind unterschiedlich, was ihren Komplexitätsgrad, ihr Innovationspotential und die zu erwartende Produktivität anbelangt. Auch das kann man in einer Tabelle darstellen:

Tab. 2: Komplexitätsgrad (K), Innovationspotential (I) und Produktivitätserwartung (P) der sechs Organisationsformen der Regionalstudien

1. K = niedrig I = niedrig P = hoch	3. K = mittel I = mittel P = hoch	5. K = hoch I = hoch P = niedrig
2. K = mittel I = mittel P = hoch	4. K = hoch I = hoch P = mittel	6. K = sehr hoch I = sehr hoch P = niedrig

Es ist wahrscheinlich, dass eine negative Korrelation zwischen Komplexität der Aufgabenstellung und dem Innovationspotential einer Organisation einerseits und der Produktion in Form von wissenschaftlichen Beiträgen und ausgebildetem Humankapital andererseits existiert. Außerdem verlangen komplexe Formen eine größere kritische Masse an Spezialisten und sind somit teurer.

Variante 1 (monodisziplinär und monoregional) besteht, so weit ich das überblicken kann, nur auf der personalen Ebene, aber dort ist es das dominante Muster. Variante 2 (monodisziplinär und multiregional) hat es in manchen Fällen in Deutschland gegeben. Zu denken wäre an das Bielefelder Entwicklungssoziologische Institut, das nun in ein Institut für Weltgesellschaft umgewandelt worden ist. In der Tat hat dieses Institut sich durch eine hohe Produktivität und internationales Renommee ausgezeichnet, aber zugleich hat es bedingt durch seine monodisziplinäre Ausrichtung Grenzen aufgezeigt, was die Art der Wissensproduktion anbelangt. Ein anderes Beispiel wäre das Zentrum für die Geschichte der Europäischen Expansion in Leiden/Niederlande. In Variante 3 (multidisziplinär und monoregional) und Variante 4 (multidisziplinär und multiregional) sind die dominanten Formen der regionalwissenschaftlichen Organisation repräsentiert. Unter 3 fallen z.B. die China- oder Japan-Zentren, die an verschiedenen deutschen Universitäten existieren, oder das Südasiens-Institut der Universität Heidelberg. Ihre Komplexität ist überschaubar, ihre Produktivität hoch, ihr Innovationspotential jedoch beschränkt, weil explizite Komparatistik nicht angestrebt wird und Resultate in der Regel nur von den betreffenden Länderspezialisten rezipiert werden. Typus 4 der regionalwissenschaftlichen Organisation (multidisziplinär und zugleich multiregional) gibt es in Deutschland nur selten, z.B. am Institut für Asien- und Afrikawissenschaften der Humboldt-Universität. Die Zusammenarbeit in einem solchen Institut ist komplex, die Produktion nach Disziplin unterschiedlich, aber das Potential, aus der vergleichenden Forschung innovative Erkenntnisse zu gewinnen, im Prinzip groß.

Schließlich gibt es solche Einrichtungen, an denen interdisziplinäre Forschung angestrebt wird (Typus 5 + 6). Die regionalwissenschaftlichen Institute, wo dies tatsächlich umgesetzt wird, befinden sich allerdings eher im Ausland und nicht in Deutschland, zum Beispiel an der Research School of Pacific and Asian Studies der Australian National University oder am Asia Research Institute in Singapur. Interdisziplinäre Forschung ist eher eine Sache von Forschungsprogrammen und Forschungsinstituten und kann unter den jetzigen Bedingungen an deutschen Universitäten nicht in einer institutionalisierten Form stattfinden. Ein amerikanisches Beispiel wäre das vor kurzem ins Leben gerufene Comparative and Interdisciplinary Research Program on Asia an der UCLA, das seinen Mehrwert aber noch unter Beweis stellen muss.

Eine optimale Mischung zwischen Machbarkeit, Produktivität und Innovationspotential ergibt sich also in Form der regionalwissenschaftlichen Institute oder in Form einer interuniversitären Vernetzung, weil die hier oben formulierten drei Aufgaben – wissenschaftlich, entwicklungsorientiert und gesellschaftlich-vermittelnd zu arbeiten – am besten in einer regionalwissenschaftlichen Aufstellung gelöst werden können. Es unterstellt, dass die Mitarbeiter in solchen Instituten und Verbänden auch tatsächlich intensiv kooperieren. Das regionalwissenschaftliche Modell wird auch

noch immer an Spitzenuniversitäten in Amerika, Australien oder Asien verfolgt – in den Vereinigten Staaten hat es sogar neuen Auftrieb bekommen, weil nach den Anschlägen vom 11.9. eine größere Nachfrage nach Regionalwissen zu beobachten ist. Zugleich muss man feststellen, dass *area-studies* ohne kontemporäre oder zeitgeschichtliche Kontextualisierung, d.h. explizite Vergleichsmomente sowohl mit dem Globalen als auch dem Lokalen, nicht länger tragbar sind.

Was bedeuten diese organisatorischen Überlegungen für die Südostasien-Studien in Deutschland? Grundvoraussetzung ist, dass in Deutschland weiterhin genügend Südostasien-Wissenschaftler tätig sein können. Eine komplette Neuordnung ist dabei nicht zu erwarten und auch nicht unbedingt erforderlich, weil alle Lehrstühle, Seminare und Institute auf ihre Weise zur Weiterentwicklung des Regionalwissens beitragen. Die Südostasien-Institute in Deutschland sollten jedoch versuchen, ihr Angebot in der Lehre und ihre Anstrengungen in der Forschung besser aufeinander abzustimmen und sich effektiver zu vernetzen. Gerade die Einführung von Bachelor-/Master-Studiengängen macht es möglich, das eigene Profil klarer herauszuarbeiten und eventuelle Lücken durch eine strategische Vernetzung mit Partneruniversitäten im In- und Ausland auszugleichen. Auch dürfen Kollegen in den großen Disziplinen und Regionalspezialisten sich nicht gegenseitig der Zusammenarbeit verschließen. Hier liegt die Chance der Komplementarität, die es den Regionalwissenschaftlern ermöglicht, Zugang zu den internen Diskursen in den einzelnen Disziplinen zu bekommen und dadurch sichtbar zu werden. Der öfters an den Südostasienwissenschaftlern kritisierte Mangel an Theorieansätzen kann hierdurch behoben werden. Zur gleichen Zeit müssen deutsche Südostasienwissenschaftler internationaler auftreten, mehr auf Englisch und weniger ausschließlich auf Deutsch publizieren und sich so an internationalen Fachstandards messen. Im Bereich der Lehre werden Studiengänge gebraucht, die neben grundlegenden wissenschaftlichen Kenntnissen auch praktische Fähigkeiten vermitteln. Das Format des Bachelors bietet die Möglichkeit, in der Lehre neue didaktische Ansätze zu verfolgen, damit die Studenten nicht für die Vergangenheit, sondern für die Zukunft ausgebildet werden.

Wenn die Politik begreift, dass Deutschland Südostasienspezialisten weiterhin braucht, wenn die Wirtschaft und Gesellschaft begreifen, dass Absolventen aus den Regionalstudien eine wichtige Vermittlerrolle zwischen Ost und West erfüllen können – und wenn die Vertreter der Wissenschaft bereit sind, sich auf eine Neuorientierung ihres Faches einzulassen, ist noch nicht alle Hoffnung verloren und kann das Tor nach Asien weiterhin offen bleiben.

Literatur

- Dahm, Bernhard (1975), *Südostasienwissenschaft in den USA, in Westeuropa und in der Bundesrepublik Deutschland: ein Bericht im Auftrag des Instituts für Asienkunde*, Hamburg [u.a.] : Vandenhoeck & Ruprecht
- Houben, Vincent (2003), "Southeast Asia and Islam", in: *The Annals of the American Academy of Political and Social Science* Vol. 588, S. 149-170
- Rüland, Dorothea & Jürgen (2004), "Schnelles Handeln ist angesagt. Asienstudien in Deutschland, Europa-Studien in Asien", in: *Hochschulpolitik Aktuell* 2, S. 86-87
- Schendel, Willem van (2002), "Geographies of knowing, geographies of ignorance: jumping scale in Southeast Asia", in: *Environment and Planning D: Society and Space*, 20, S. 647-668